

tage in Hannover der Museumsbund, es sei folglich nicht ratsam, ein Jahr später nach Hannover zu gehen, das sicher auch sehr teuer sei. Dem alten Brauch folgend, wolle man nun wieder nach Süden, der Vorstand habe bereits mit der Stadt Mainz Kontakt aufgenommen. Herr Großmann meint, daß auch eine kleinere Stadt wie Marburg gute Kongreßmöglichkeiten böte, zumal der Kunsthistorikertag noch nie in Hessen stattgefunden habe. Er bietet an, sich beim Marburger Oberbürgermeister um eine Einladung für 1982 zu bemühen. Über Mainz als Tagungsort für den XVII. Deutschen Kunsthistorikertag wird Ubereinstimmung erzielt. Herr Ellger schließt um 18 Uhr die Mitgliederversammlung.

INTERNATIONALES KOLLOQUIUM:

DIE ROLLE DES EISENS IN DER HISTORISCHEN ARCHITEKTUR DER ERSTEN HÄLFTE DES 19. JAHRHUNDERTS

veranstaltet vom Deutschen Nationalkomitee ICOMOS, 18.—22. September
1978, Bad Ems.

(Mit 2 Abbildungen)

Das Kolloquium, als nationale Tagung mit deutschsprachigen Vorträgen veranstaltet, war vom Landeskonservator von Rheinland-Pfalz, Prof. W. Bornheim gen. Schilling, einberufen worden und bot den an den Problemen der Eisenarchitektur interessierten Kunsthistorikern die willkommene Gelegenheit, mit Ingenieuren und Technikern über dieses Thema ins Gespräch zu kommen, was wohl auf beiden Seiten das Verständnis der Eisenbauten in hohem Maße gefördert hat.

Den Anstoß zu den Gesprächen lieferte die Restaurierung des kunst- und kulturhistorisch interessanten Bahnhofs von Rolandseck sowie der Sayner Hütte, die neben anderen Objekten im burgenreichen Rheinland besichtigt wurden. Auch der Besuch von Schloß Weil bei Esslingen und der Wilhelma bei Stuttgart war in das Programm aufgenommen worden, wozu Frau B. Lipps-Kant die kunsthistorischen Erläuterungen beisteuerte. Ist man für die Konservierung von Schloß Weil mit Hilfe privater Initiative dankbar, so kann man dagegen die bald nach dem Krieg durchgeführte Wiederherstellung der Wilhelma heute nicht mehr als voll befriedigend empfinden. Es wäre zu wünschen, daß diese einzigartige Anlage nach Möglichkeit in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt wird, vor allem was die Orangerie und die noch unrestaurierten Partien anlangt.

Neben der Autopsie bildeten zwei Vortragstage den Schwerpunkt im Programm. Die Beiträge behandelten einerseits die technischen und theoretischen Probleme des Eisens als Baustoff, andererseits stellten sie eine

Fülle vielfach unbekanntem Materials nach regionalen Gesichtspunkten geordnet vor.

Zunächst referierte W. Haas über Eisen in der Baukunst vor dem Auftreten der Eisenarchitektur. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, wie Aachen oder Speyer (worauf Ing. Swittalek hinwies), läßt es sich erst seit dem 12. Jahrhundert am Bau feststellen, und zwar wird es als Hilfsmittel bei statischen Problemen eingesetzt. Die Entstehung gotischer Bauten in Frankreich scheint damit in ursächlichem Zusammenhang zu stehen, was auch durch die Ergebnisse der historischen Forschung (Rolf Sprandel) nahegelegt wird. In der Folge setzte man dann bis ins 18. Jahrhundert das Eisen zur Absicherung der Statik der Bauten ein. Erst 1826, als Navier die bis dahin völlig getrennten praktischen Naturbeobachtungen und die wissenschaftlichen Entdeckungen zu einer eigenen Disziplin, der Baustatik, verband, war für den Bau mit Eisen eine neue Basis geschaffen. In dieser Entwicklung kam dem Brückenbau höchste Bedeutung zu (E. Werner), bei dem das auf Druck besonders belastbare Gußeisen für Bogenkonstruktionen herangezogen wurde. Hier sammelte man Erfahrungen, die dann der weiteren Bautätigkeit zugute kamen. Nicht zu unterschätzen ist hierfür die Eisenbahn mit ihren Folgeindustrien, die ein ganzes Zeitalter prägte, das von Nikolaus Pevsner schon längst als „Eisenbahnzeitalter“ bezeichnet worden war. Es verdient unterstrichen zu werden, daß die Produktionskosten für eiserne Bauteile zunächst außerordentlich hoch waren, man sie aber dennoch reichlich verwendete, und dies, obwohl in nahezu jedem Land in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirtschaftliche Schwierigkeiten auftauchten, die im Sinne einer „Sparsamkeitsideologie“ freilich noch kultiviert wurden. Wenn man sich trotzdem des Eisens nicht begeben wollte, ja — wie in der Wilhelma — es mit größter Schmuckfreude einsetzte, so müssen eben dieses Material und die künstlerischen Möglichkeiten, die es eröffnete, der Epoche außerordentlich zugesagt haben. Die entgegengesetzte Position läßt sich in Baden beobachten, worüber H. J. Wörner berichtete. Weinbrenner ebenso wie Hübsch lehnten das Eisen aus ideologischen Gründen ab, auch wenn sie gelegentlich nicht umhin konnten, es zu verwenden; aus der Opposition heraus entwickelte sich in der Pflege traditioneller Holzarbeit eine Art Schwarzwälder Heimatstil.

Die Möglichkeiten der Präfabrikation wurden schon sehr früh in Berlin (M. Sperlich) im Dunstkreis von Schinkel bei der industriellen Herstellung von Bauformen aus Eisen und Zinkguß sowie aus Terrakotta genützt. Als bedeutende Leistung konnte Dipl.-Ing. Eller den eisernen Dachstuhl und Vierungsturm des Kölner Domes vorstellen. P. G. Custodis sprach über die Sayner Hütte (Abb. 3) und R. Slotta über die Königshütte in Bad Lauterberg. A. Paulinyi referierte über feuerfeste Fabrikbauten der englischen Spinnereien, ein interessantes Kapitel der Technikgeschichte, das in zeitgenössischen Abbildungen zu einer radikal vereinfachten Wiedergabe des Bau-

systems führte — so daß durch die Reduktion der Struktur auf horizontale und vertikale Eisenträger ein „Raumgitter“ dargestellt wurde. B. Bergius ging von der Beobachtung aus, daß man für die Eisenkonstruktion beim Brückenbau Erfahrungen sammeln konnte, die im Hochbau der Hallen in differenzierter und konsequenter Anwendungsweise auswertbar waren; gleichzeitig brachte er theoretische Überlegungen ins Spiel — vor allem hinsichtlich der Wechselwirkung zwischen Material, Konstruktion und Bauaufgabe zur Erfüllung funktionaler Bedürfnisse.

Kunsthistorisch griffiger wurde das Referat von Ruth M. Ullrich, die eine Fülle höchst bemerkenswerter englischer Pflanzenhäuser vorstellte (*Abb. 4*) — ein Bautypus, der das ganze 19. Jahrhundert hindurch einen repräsentativen Anspruch aufrechterhalten konnte und bei dem das Eisen auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts künstlerisch in Erscheinung trat. Auch das Referat von G. Seib über das Gußeisen im Dienste der Totenehrung führte in einen stärker kunsthistorischen Bereich. Behandelt wurden vorwiegend Beispiele aus dem norddeutschen Gebiet, denen sich auch interessante Objekte aus dem Süden anreihen ließen, etwa der Figurenhain des „Heldenbergs“ von Klein Wetzdorf nördlich von Wien mit dem Begräbnis für Feldmarschall Radetzky.

In den Beiträgen, die das Material nach regionalen Gesichtspunkten ordneten, gab Chr. Beutler einen zwangsläufig sehr knappen Überblick über die Eisenbauten in Frankreich, G. Hartung berichtete, von Bauten der Gegenwart ausgehend, über das Material in Großbritannien. Im Referat von H. Stelzer über Eisenbauten in der DDR spielte Schinkel eine bedeutende Rolle. Berichte über Schweden (C. F. Mannerstrale), Dänemark (J. Sestoft), Luxemburg (A. Steinmetzer), die Schweiz (Gubler) und Österreich (Berichterstatlerin) gaben ein reiches und vielfältiges Bild, bei dem auffiel, daß das Vorkommen von Eisenerzen in einem Land offensichtlich in keinem direkten Verhältnis zum frühen Auftreten von Eisenarchitektur stand.

Wie so oft blieb auch in diesem Falle am Schluß des Kolloquiums für eine Diskussion, die eine Zusammenschau hätte bringen können, bei der die vielfältigen Fakten und Probleme auf bestimmte zentrale Fragen hin geordnet worden wären, keine Zeit. Manches der Probleme gewann in den Pausen-Gesprächen eine gewisse Kontur. Die zeitliche Beschränkung auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hat zwar eine Konzentration des Stoffes mit sich gebracht, verschleierte aber auch die Tatsache, daß sich die Position des Eisens in der zweiten Jahrhunderthälfte entschieden wandelte. Hatte man es zunächst mit einer gewissen Euphorie für Struktur und Schmuck eingesetzt und dementsprechend offen gezeigt, so trachtete man später oft es zu verbergen, zu verkleiden — sicherlich nicht nur wegen der üblen Erfahrungen bei Bränden, sondern wohl auch aus ästhetischen Gründen —, bis dann der Jugendstil Glas und Eisen mit höchster Virtuosität handzu-

haben verstand. Die sich aus einer solchen Sicht ergebenden Fragen verdienen ebenso ein weiteres Nachdenken wie das Diktum, daß es sich bei der Eisenarchitektur um den Wegbereiter des modernen Bauens handle, der den Rationalisierungsprozeß der Präfabrikation einleitet.

Die Wechselwirkung von technischen und künstlerischen Phänomenen gehört zu den weiteren Punkten, die des Überlegens wert wären. Die Identität von Hülle und Raumform, die Transparenz von innen und außen, die Schaffung weiter Räume über zarten Stützen, die offensichtliche Mißachtung hoher Gesteungskosten zur Erreichung dieser Effekte, deren praktischer Nutzen in Frage gestellt werden muß, gehören in diesen Zusammenhang. Ein anderes Problem liegt in dem Nobilitierungsprozeß, den das Eisen erfährt, wenn man diesen schon längst bekannten Werkstoff nun auf einmal für Plastiken verwendet, die man zuvor in Bronze oder Stein ausgeführt hat. Andererseits hat man das Eisen auch wieder mit Anstrichen versehen, die andere, „edlere“ Materialien vortäuschen — womit die Frage der „Surrogate“ in die Diskussion kommt. Zentraler noch erscheint die Frage, welche Qualitäten denn das Eisen, mit dem man ja schon lange am Bau zu hantieren pflegte, auf einmal als Baustoff so sehr empfohlen haben, trotz seiner Anfälligkeit im Brandfall, trotz seines hohen Preises, trotz der unterschiedlichen Belastbarkeit von Guß- und Schmiedeeisen auf Druck und Zug. Wiederholt klang in den Referaten an, daß Eisen anstelle von Holz verwendet wurde, was die Frage nach der Formtradition aufwirft. Auffallend erweist sich auch der enge Konnex, der zwischen dem Baustoff Eisen und der Neugotik besteht, begleitet von einer gewissen Sakralisierung. Wie weit sind hier ökonomische, statische, technische oder geschmackliche Überlegungen die treibende Kraft, was ist hier Mode, wie weit reicht die Faszination durch die Reproduktionsfähigkeit, die ja eine Präfabrikation und die Versetzbarkeit des Baues in sich schließt. Auch das soziologische Moment sollte nicht vernachlässigt werden. Es fiel auf, daß die schöpferische Persönlichkeit hinter der Firma, die das Material anbietet, zurücktrat: man kauft nach Katalog Objekte, deren Urheber in der Anonymität bleibt — ähnlich den spätmittelalterlichen Güssen, bei denen man eher den Gießer als den Entwerfer kennt.

All das und noch viel mehr müßte jetzt überlegt werden, am besten anhand einer Publikation, die das in Bad Ems vorgelegte Material präsentiert, und dann wieder in Diskussion zwischen Kunsthistorikern und Technikern, um das sachliche Gleichgewicht zu halten.

Renate Wagner-Rieger